

**DIE ÖKUMENE IM ALLGEMEINEN UND DAS PAPSTTUM
UND DAS THEMA DES ZEUGNISSES**

Aus: 30 Tage, Februar 1993

*Rom. 29. Januar '93, Aula Magna der Theologischen Fakultät der Waldenser.
Begegnung zwischen Kardinal Joseph Ratzinger und Professor Paolo Ricca.*

D
O
K
U
M
M
E
N
T

TITELTHEMA

**RATZINGER,
DER PRÄFEKT
DER ÖKUMENE**

Mitschrift eines Gesprächs zwischen dem
Präfekten der Glaubenskongregation und
der römischen Gemeinde der Waldenser
am 29. Januar 1993. Thema:
Das Papsttum und die Ökumene.



Rom, 29. Januar '93,
Aula Magna der Theologischen
Fakultät der Waldenser.
Begegnung zwischen Kardinal
Joseph Ratzinger und Professor
Paolo Ricca. Gesprächsleitung:
Bruno Corsani.
Die folgenden
Redebeiträge wurden
von der Redaktion ins
Deutsche übertragen.

• **Bruno Corsani:**

Damit uns die Zuhörer besser folgen können, möchte ich zur Eröffnung des Dialogs zwischen den beiden Gesprächspartnern kurz die beiden Themen nennen, um die es in dieser ersten Runde gehen wird: die Ökumene im allgemeinen und das Papsttum. Im zweiten Teil werden die beiden Redner dann auf das Thema des Zeugnisses eingehen.

Was das Papsttum angeht, so ist zu fragen, wie es zu einer ökumenischen Lösung der Frage kommen kann und welche Modelle einer Einheit sich absehen lassen. Was die Ökumene betrifft, so geht es um die Schritte, die die christlichen Konfessionen unternehmen könnten, um die gegenwärtige Krise in eine "kreative Wende" umzuwandeln.

• **Ratzinger:** Liebe Kollegen, meine Damen und Herren, ich möchte zunächst meine Dankbarkeit für die Einladung zum Ausdruck bringen, für die Möglichkeit, einen brüderlichen und offenen Dialog mit der Theologischen Fakultät der Waldenser in Rom zu führen. Als erste der zu behandelnden Fragen war die des Papsttums vorgesehen. Ich biete Sie um Entschuldigung, wenn ich nun die Reihenfolge umkehre. Denn ich glaube, daß die Frage des Papsttums zwar das zweifellos offensichtlichste Symptom unserer Probleme ist, man es aber nur dann richtig interpretieren kann, wenn man es in einen größeren Zusammenhang einordnet. Ginge man es unvermittelt an, dann würde es sich meines Erachtens nur schwer erschließen. Mir scheint, man sollte zuerst einen umfassenderen Blick auf die mögliche Einheit der Kirche und Kirchen werfen, um dann auch den Punkt zu finden, auf dem sich Übereinstimmungen oder neue Modelle für einen Konsens in dieser Frage aufbauen lassen. Ich beginne also mit der Frage nach den Modellen der Einheit oder, noch allgemeiner, mit der Ökumene sowie mit den entsprechenden Schritten, die man gehen und sich vorstellen könnte.

Mir ist es wichtig, bei der Ökumene zwei Phasen oder zwei Schritte zu

unterscheiden: zur einen das letzte Ziel beziehungsweise das endgültige Ergebnis, auf das wir zustreben, was auch stets die wahre Dynamik bestimmen muß und der wesentliche Beweggrund unserer ökumenischen Anstrengungen sein sollte; und zum anderen die Zwischenzeit mit ihren Zwischenlösungen. Das letzte Ziel ist natürlich die Einheit der Kirchen in der einen Kirche. Dieses letzte Ziel impliziert aber nicht Uniformität, sondern Einheit in der Vielfalt. Mir scheint, das die antike Kirche uns hierfür so etwas wie ein Modell anbietet. Die antike Kirche war in drei grundlegenden Elementen eins: der Heiligen Schrift, der *regula fidei*, der sakramentalen Struktur der Kirche. Im übrigen war sie aber, wie wir wissen, eine sehr vielgestaltige Kirche. Es gab die Kirchen im semitischen Gebiet oder von semitischer Sprache, es gab die koptische Kirche in Ägypten, die griechischen Kirchen im byzantinischen Reich und die anderen griechischen Kirchen, so dann die lateinischen Kirchen, wobei es wieder große Unterschiede gab etwa zwischen der Kirchen vom Irland und der von Rom. Anders gesagt, wir finden eine Kirche vor, die im Wesentlichen eins war, die aber zugleich von einer breiten Vielfalt gekennzeichnet war. Natürlich können wir die Gestalt der antiken Kirche nicht wieder einführen. Aber wir können uns an ihr inspirieren, um zu sehen, wie es möglich ist, zur Einheit in der Vielfalt zu gelangen. Absicht und letztes Ziel einer jeden ökumenischen Arbeit müssten also darin bestehen, eine wirkliche Einheit der Kirche zu erreichen, die eine Vielfalt in den Formen einschließt, deren Ausformungen wiederum wir aber jetzt noch nicht festlegen können. Wir müssen uns allerdings bewußt sein, daß diese Einheit, dieses letzte Ziel der Ökumene, keine Sache ist, die wir von uns aus einfach machen können. Wir müssen uns sicherlich mit aller Kraft anstrengen, aber gleichzeitig anerkennen, daß diese Einheit eine Gabe Gottes ist. Denn es ist Seine heilige Kirche und nicht unsere. Eine Einheit, die ganz von uns auf eine politische oder intellektuelle Weise hervorgebracht wird, könnte nur unsere Einheit und unsere Kirche herstellen. Das wäre also nicht die Einheit der Kirche Gottes, nach der wir streben. Da die Herstellung dieser Einheit also nicht allein in unseren Händen liegt, müssen wir auch Modelle für die Zwischenzeit finden. Dieses Modell könnte sich meiner Ansicht nach in der wohlbekannten Formel der "versöhnten Verschiedenheit" ausdrücken. Und in diesem Punkt fühle

ich mich den Gedanken meines lieben Kollegen Oskar Cullmann sehr verbunden. Um besser zu erklären, was ich unter dieser Formel verstehe, set es mir gestattet, aus einer Rede zu zitieren,



die ich letzten Herbst bei einem Treffen junger europäischer Bischöfe über verschiedene Probleme gehalten habe, unter anderem auch über die Ökumene: «Viele Schwierigkeiten in der Ökumene resultieren meines Erachtens aus der Tatsache, daß man die Ökumene oft nach dem Vorbild der Politik versteht, wie eine Verhandlung zwischen zwei Staaten oder zwei Parteien in der Welt der Wirtschaft. Dort hängt alles von der Vorsicht und dem guten Willen der Gesprächspartner ab, die nach einer gewissen Zeit zu einem Vertrag kommen und Kompromisse schließen müssen, die nehmbar sind. Diesem Modell folgend meint man, die Verhandlungen zwischen den verschiedenen Kirchen müßten nach und nach zu Kompromissen und auf deren Grundlage zu einzelnen Verträgen über die verschiedenen Aspekte der Trennung führen: die Rechtfertigungslehre, das Amt, den Primat des Papstes, die Interkommunion etc. Und abschließend müsste das ganze dann in einen Wiedervereinigungsvertrag münden. Dieses Modell nimmt aber

keine Rücksicht auf die besondere Wirklichkeit der Kirche. Man klammert die radikale Abhängigkeit der Kirche von Gott aus und vergisst, daß Gott der eigentliche Handelnde in der Kirche ist. Gott allein kann die letzte und wahre Einheit der Kirche herstellen; die von uns erreichten Vereinigungen können niemals zur Höhe der sakramentalen und lehrmäßigen Einheit gelangen. Für einen wahren Ökumenismus ist es also wichtig, den Primat des göttlichen Handelns anzuerkennen. Aus dieser Haltung ergeben sich zwei Konsequenzen. Erstens: die Ökumene verlangt Geduld. Der wahre Erfolg der Ökumene besteht nicht in immer neuen Verträgen, sondern in beharrlichen Miteinandergehen in der Demut des gegenseitigen Respekts, auch dort, wo die Übereinstimmung in Lehre oder Praxis der Kirche noch nicht erreicht ist; er besteht in der Bereitschaft, vom anderen zu lernen und sich vom anderen korrigieren zu lassen; in der Freude und Dankbarkeit für den geistlichen Reichtum des anderen; in einer fortwährenden Vertiefung des Wesentlichen eigenen Glauben, sowohl in der Lehre wie in der Praxis, die stets aufs neue zu reinigen und durch die Schrift zu nähren sind, indem man den Blick auf Christus und im Heiligen Geist mit dem Herrn auf den Vater gerichtet hält. Der wahre Ökumenismus besteht in der Bereitschaft, zu verzeihen und die Suche nach der Einheit immer neu aufzunehmen, und sicherlich in der Zusammenarbeit in den Werken der Barmherzigkeit und dem Zeugnis für Gott, der sich der Welt geoffenbart hat. Wenn Gott in der Ökumene der zuerst Handelnde ist, dann ist das gemeinsame Zugehen auf Gott die wesentliche Voraussetzung für jede Annäherung der Kirchen. Anders ausgedrückt, Ökumenismus ist vor allem eine grundsätzliche Haltung, eine Art, das Christentum zu leben. Er ist kein besonderer Bereich neben anderen Bereichen. Die Sehnsucht nach Einheit und das Bemühen um diese Einheit gehören zur Struktur desselben Glaubensaktes, denn Christus ist gekommen, um die Söhne Gottes zusammenzuführen, die sich verirrt hatten. Die grundlegende Charakteristik eines theologischen und nicht politischen Ökumenismus ist also die Bereitschaft, gemeinsam auf dem Weg zu bleiben, und zwar auch in der nicht überwundenen Verschiedenheit. Die praktische Regel lautet demnach: alles das zu tun, was wir für die Einheit tun

können, und dem Herrn das zu überlassen, was nur der Herr vollbringen kann. «*Oportet et haereses esse*», sagt der heilige Paulus. Vielleicht sind wir alle noch nicht reif für die Einheit und brauchen einen Stachel im Fleisch, der der andere in seiner Andersheit ist, um uns aus unserem mittelmässigen und verkürzten Christentum aufzuwecken. Vielleicht ist es unsere Aufgabe, einander eben jener Stachel im Fleisch zu sein. Und es gibt eine Pflicht, sich vom anderen reinigen und bereichern zu lassen. Vielleicht hilft uns das demütige Zuhören in der Verschiedenheit mehr als eine oberflächliche Einheit. All diese Haltungen müssen sich stets mit dem festen Willen verbinden, für den Augenblick der Einheit zu reifen. Das Modell der versöhnten Verschiedenheit muss man also in diesem dynamischen und prozeßhaften Sinn auslegen. Das ist für mich ausgesprochen wichtig, denn versöhnte Verschiedenheit kann nicht bedeuten, sich mit der Situation, wie sie derzeit besteht, einfachhin zufriedenzugeben. Es handelt sich statt dessen um einen dynamischen Prozeß. So verstanden geht es um einen positiven Ökumenismus. Wir anerkennen den anderen auch dann, wenn Gott uns noch nicht die vollständige Einheit gewährt hat. Wir anerkennen den christlichen Brüder- und die Schwesterkirche, wir lieben die Gemeinschaft des anderen, und wir begreifen uns gemeinsam in einem Prozess der göttlichen Erziehung, in der der Herr die verschiedenen Gemeinschaften, eine für die andere benutzt, um uns der endgültigen Einheit fähig und würdig zu machen.»

Das vorausgesetzt, kann ich nun kurz auf die Frage des Papsttums eingehen. Zu dem genannten Modell gehört auch ein dynamisches Verständnis der Entwicklung nicht nur der Einheit, sondern auch der Organe dieser Einheit. Aus der Geschichte wissen wir sehr gut, daß sich das Amt der Einheit, das unserem Glauben nach Petrus und seinen Nachfolgern anvertraut ist, auf sehr unterschiedliche Weise verwirklichen kann. Die Geschichte bietet uns zwar Modelle an, aber die Geschichte, ist natürlich nicht wiederholbar. Sie inspiriert uns, aber wir müssen stets auf neue Situationen antworten. Ich würde es im Augenblick nicht wagen, konkrete, mögliche und denkbare Verwirklichungen für die Zukunft zu empfehlen. Ich möchte nur zwei Punkte nennen und damit zum Schluß kommen. Der erste: Ich stand in den sechziger Jahren mit einer Gruppe von

Lutheranern aus Deutschland und den skandinavischen Ländern in Kontakt, und wir dachten unter anderem darüber nach, wie eine *Ecclesia catholica confessionis augustanae* aussehen müßte. Dabei gingen wir verschiedene Modelle durch. Ich erinnere nur daran, um zu sagen, daß man in konkreten Situationen auch an konkrete Möglichkeiten denken kann, selbst wenn ich es nicht wage, ein konkretes Modell für eine Zukunft vorzustellen, die noch nicht Gegenwart ist. Und der zweite: ich wiederhole auch heute, was ich vor zwanzig Jahren auf einer Konferenz im österreichischen Graz über die orthodoxen Kirchen gesagt habe. Ich sagte damals, dass sie im Falle einer Einheit mit Rom in ihrem Innern kaum etwas verändern müssten, ja fast nichts. Hierzu zwei konkrete Beobachtungen. Die orthodoxen Kirchen garantieren die Einheit und den Bestand des gemeinsamen Glaubens auf andere Weise, als wir es in der katholischen Kirche des Westens tun. Bei ihnen gibt es keine Glaubenskongregation. Aber in der orthodoxen Kirche sind die Liturgie und das Mönchtum zwei sehr starke Faktoren, die eine Beständigkeit und eine Kohärenz im Glauben garantieren. Die Geschichte hat gezeigt, dass sie in diesem kirchlichen und geschichtlichen Zusammenhang angemessene und sichere Mittel sind, um der grundlegenden Einheit zu dienen. Zum zweiten war für mich ein Beitrag des orthodoxen Theologen Meyendorff sehr erhellend. Er übte in einer wie ich meine seltenen Offenheit Selbstkritik in der Frage der Einheit bei den orthodoxen Kirchen und zugleich eine Kritik an der römischen Kirche. Damit eröffnete er neue Wege für die Zukunft (ohne bereits neue, konkrete Modelle zu entwerfen). Meyendorff kritisierte den Universalismus in seiner römischen Ausprägung, aber er kritisierte auch den, wie er sagte, Regionalismus, wie er sich in der Geschichte bei den orthodoxen Kirchen (die wahrscheinlich nicht die Absicht hätten, das Amt der Einheit in Begriffen des *ius divinum*, sondern eher des *ius ecclesiasticum* zu bestimmen) herausgebildet hat. Seiner Ansicht nach müssten sie notwendigerweise institutionelle Formen vorschlagen, um die universale Dimension der Kirche in realer Weise auszudrücken und zu garantieren. Außerdem stellt er fest, daß zur Verwirklichung der Kirche in ihrer ganzen Fülle stets drei Ebenen notwendig sind, die sich gegenseitig durchdringen müssen. Die erste Ebene: die lokale Kirche ist wirkliche Kirche in der Feier der Eucharistie. Die Kirche muß sich dann auf

regionaler, das heißt kultureller, nationaler und sozialer Ebene verwirklichen und diese Elemente mit einbeziehen. Schließlich habe sich die Kirche auch in ihrer universalen Dimension zu verwirklichen. Und der Regionalismus, so sagte der orthodoxe Theologe, müsse sich stets mit dem Universalismus versöhnen. Nur so seien wir in der vom Herrn gewollten Kirche. Und wir müßten alle zusammen herausfinden, wie sich diese drei Dimensionen versöhnen ließen. Dies scheint mir zwar noch keine konkrete Antwort zu sein, aber es zeigt einen Weg auf. Es handelt sich um eine ernsthafte Selbstkritik, gemeinsam mit einer objektiven Kritik an anderen. Auf dieser Ebene können wir uns begegnen. Und das gilt in der Substanz nicht nur für die orthodoxen Kirchen, sondern auch für jene, die aus der Reformation hervorgegangen sind. Hier möchte ich für den Augenblick abschließen

• **Ricca:** Zunächst möchte ich vor allem feststellen, daß ich mit dem, was Kardinal Ratzinger uns eben gesagt hat, zu 99 Prozent einverstanden bin. wenn nicht sogar zu 100 Prozent. Ja mehr noch, es freut mich und kommt mir entgegen. Auf dieser Grundlage kann man aufbauen (der Begriff der versöhnten Verschiedenheit ist, wie Sie wissen, lutheranischer Herkunft). Wenn ihn Rom übernehmen würde, so wäre dies gewiß ein ökumenischer Schritt von großer Bedeutung - selbst wenn Rom ihn aus seiner Optik entwickeln würde und von seinen Voraussetzungen ausgehen würde. Dennoch komme ich jetzt zu den Antworten, die ich auf die Fragen, die wir uns gestellt haben, vorbereitet hatte. Vor allen aber möchte ich ein persönliches Wort des Dankes an Kardinal Ratzinger aussprechen, daß er unserer Einladung gefolgt ist. Einige haben sich darüber gewundert, daß er sie angenommen hat. Andere haben sich darüber gewundert, daß wir ihn eingeladen haben. Nun sind aber beide Dinge geschehen, und wir sind dabei zugleich Handelnde und Zeugen. Um die Wahrheit zu sagen, auch wir sind etwas überrascht, über das erfreut überrascht, was wir hier erleben, und jetzt kann ich auch hinzufügen, für das, was wir hier gehört haben. In der Tat, auch wenn wir uns nie zuvor so wie heute begegnet sind, so wußten wir doch sehr wohl umeinander. Sie, Herr Kardinal, wissen, wer wir sind, und auch wir wissen, wer Sie sind. Wir begegnen uns zum ersten Mal, aber wir kennen uns seit acht Jahrhunderten. Beide haben wir - und Sie noch mehr wie wir, wie ich - eine Geschichte hinter uns beziehungsweise in uns, ja wir sind ein

Teil dieser Geschichte. Hinter uns liegt eine lange und dramatische Zeit gegenseitiger Herausforderungen. Wir haben uns im Namen Jesu Christi herausgefordert, der uns von jeher - uns selber manchmal zum Trotz - vereint. Wir haben uns gegenseitig herausgefordert, über die Natur des Christentums, über die Art, es zu verstehen, zu leben und zu bezeugen. Bei unserem Streit geht es nicht um Details oder flüchtige Fragen am Rande, sondern um Fragen, die die Substanz berühren. Wir vertreten zwei entgegengesetzte Pole des christlichen Bewußtseins, zwei unterschiedliche Ausdrucksformen des Glaubens, des einen Glaubens, zwei unterschiedliche Projekte der Kirche, der einen Kirche. Wir sind uns also über unsere Unterschiede völlig im klaren. Dennoch sind wir gemeinsam hier, nicht um sie zu verstecken oder sie hervorzukehren, sondern um sie zu teilen. Weshalb sind wir zusammen? Wenn es stimmt, daß wir wissen, wer wir waren, und einigermaßen gut wissen, wer wir sind, so sind wir hier, weil wir nicht wissen, wer wir jedoch in Zukunft sein werden. Und in der Zurückhaltung von Kardinal Ratzinger beim Aufzeigen von Modellen, das heißt eben im Nichtwissen, zeigt sich gerade jene Haltung, die uns letztlich verbindet. Aber wir glauben, daß die Zukunft nicht notwendigerweise und ausschließlich die Wiederholung der Vergangenheit sein muß. Wir glauben an einen Gott, der in der Lage ist, uns noch mehr zu überraschen, als er dies mit der heutigen Begegnung schon getan hat. Er tut das unvorhergesehen und unvorhersehbar, indem er in uns, um uns herum und manchmal auch durch uns noch neuere Dinge schafft. Damit ist unser Staunen von einer geheimen Erwartung durchzogen. Es ist die Erwartung dessen, was Jesus die «größeren Dinge» nannte, als er von den Werken des Heiligen Geistes sprach. Wir erwarten «größere Dinge». Diese Erwartung, so glaube ich, liegt unserem Hiersein heute zugrunde. Heute begegnen wir uns an diesem Tisch. Wir alle wissen aber sehr wohl, daß es noch einen anderen Tisch gibt. Nicht unseren, sondern den Gottes, zu dem wir schon seit langer Zeit berufen sind. Wie lange wollen wir Gott noch nötigen, auf uns zu warten? Ich habe die Antworten deutlicher unterteilt. Die Frage des Papsttums stellt bekanntlich ein Kernproblem in der Ökumene dar. Denn einerseits begründet es die Einheit der Katholiken und, etwas brutal ausgedrückt, verhindert es andererseits die Einheit der Christen. Papst Paul VI, hat das, wie ich sagen muß, sehr mutig in einer Rede von 1967 anerkannt. Er sagte, daß das Papsttum das größte Hindernis für die Ökumene darstelle (ich glaube, es war der einzige

Papst, der das je gesagt hat). Eine zutiefst würdige Rede, und zwar nicht nur wegen dieser Aussage, sondern als ganze. Wir stehen mit dem Papsttum vor einer wirklichen *Sackgasse*. Auf der einen Seite steht das *Dogma* des Ersten Vatikanischen Konzils, das weiterhin unverändert gültig ist, auch wenn man es im Rahmen des Zweiten Vatikanums im Lichte der bischöflichen Kollegialität und all dessen, was daraus folgt, überdacht hat. Es handelt sich um ein Dogma, also um einen Glaubensartikel. Er behält also unverändert seine Tragweite, und die Macht des Papstes und seine Vorrechte bleiben unangetastet. In gewissem Sinne könnte man sogar sagen, daß bestimmte Aspekte des Dogmas des Ersten Vatikanums, das 1870 verkündet wurde (ich denke dabei besonders an den Papst als "universalen Hirten" oder "Hirten der universalen Kirche") letztlich erst heute aktuell, verwirklicht und praktiziert werden: sei es aufgrund der Geschwindigkeit, mit der man sich heute bewegen kann, sei es aufgrund der Mittel und Möglichkeiten der Massenkommunikation. Bisher lag dieser Aspekt des Dogmas sozusagen auf Eis. In unserer Zeit ist er plötzlich gelebte Wirklichkeit. Man könnte also sagen, daß das Erste Vatikanum heute trotz des Zweiten Vatikanums mehr Gewicht besitzt als 1870 und während der hundertzwanzig Jahre, die uns von diesem Datum trennen. Das Schreiben der Glaubenskongregation vom letzten Mai ist ein Dokument, das auf der Ebene der theologischen Reflexion die päpstliche Aufgabe sozusagen bis in die letzten Verästelungen der kirchlichen Gemeinschaft hinein ausgebreitet hat, weshalb das Papsttum in der Tat etwas *Mütterliches* ist, wie das Schreiben sagt. Es ist nicht nur ein äußerliches Abbild der kirchlichen Gemeinschaft, sondern ein inneres Prinzip, das sie begründet und aufkeimen lässt und ihr jene universale Qualität verleiht, die nach katholischer Lehre nur das Amt des Papstes geben kann. Auf der anderen Seite geht das, was wir als Widerstand der orthodoxen und protestantischen Kirchen gegen das Papsttum bezeichnen könnten, mehr oder weniger unverändert weiter. Sie wissen es, und wir wissen es. Grundsätzlich ändert sich aber die Lage nicht, denn beim Widerstand gegen das Papsttum (ein Widerstand, der nicht einfach blind oder starrsinnig ist) handelt es sich um die Zurückweisung eines Kirchemodells, das man als unbefriedigend empfindet, oder das wir zumindest unserem Empfinden nach nicht teilen können. Es unterscheidet sich jedenfalls von dem, was man meint,

aus den Predigten Jesu und den apostolischen Zeugnissen ableiten zu können. Die Lage gestaltet sich also ausgesprochen schwierig. Dementsprechend sehe ich für uns drei Möglichkeiten. Entweder bleibt das Papsttum bestehen und wird auch in nächster Zukunft, entsprechend der Logik seiner Geschichte, das bleiben, was es derzeit ist - unabhängig von allem, was geschehen kann. Dann ist es schwierig, an eine christliche Einheit zu denken, die sich von der unterscheidet, die man uns heute vorstellt und darin besteht, *cum Petro und sub Petro* vereint zu sein. Eine andere Möglichkeit ist nur schwer abzusehen, wenigstens wenn man die Lage betrachtet, wie sie sich heute darstellt. Aber die Möglichkeit, das Papsttum so, wie es ist, anzuerkennen, lässt sich nur sehr schwer verwirklichen, weshalb wir wohl dann davon ausgehen müssen, dass die Einheit eine abschließende Gabe ist, die uns mit der Rückkehr Christi gegeben werden wird.

Die zweite Möglichkeit: das Papsttum wandelt sich. Es ändert sich in einer Weise, die man eine Art Ökumenischer Rückverwandlung des Papsttums nennen könnte. Ich weiß nicht, ob der Ausdruck glücklich ist. Aber was ich meine, ist eine Art tiefes Besinnen auf das Papsttum, in dem der Papst sich, wenn ich so sagen darf, in den Dienst der christlichen Einheit stellt. Vereinfachend gesagt: bisher stand er im Dienst der katholischen Einheit. Nun aber stellt er sich in den Dienst der christlichen Einheit - also eine regelrechte und bewußte Wende. Natürlich kann man mir sagen: du träumst. Vielleicht ja, vielleicht nein. Ich glaube nicht, daß eine solche Hypothese zu einer Art konstitutionellem Kollaps führen würde, wie es andere befürchten. Es wäre gewiß eine dieser **Überraschungen**, von denen ich zu Beginn sprach. Ich glaube, diese Möglichkeit würde mit einem Aspekt, ja dem - auch aus der Sicht der katholischen Konfession - grundlegenden Aspekt des Papsttums völlig übereinstimmen: dem der Einheit. Damit hätten wir also im wesentlichen eine Kontinuität, die sich aus der Forderung nach Einheit ergibt. Das Papsttum wäre dann Instrument im Dienst an der Einheit, dann aber nicht nur einfach der Einheit der katholischen Konfession, sondern der allgemeinen, christlichen Einheit. Das ist eine Möglichkeit, die man meines Erachtens erwägen muß und die sich verwirklichen lassen könnte. Natürlich könnte nur der Papst diese Entscheidung fällen. Und ich glaube, er wäre auch intelligent und weise genug, das so zu tun,

dass er auf die Kontinuität hinweist, die in einer Hypothese wie dieser liegt.

Die dritte Überlegung: der Papst bleibt der, der er ist, aber er verzichtet darauf, sich als Herz und Mitte der christlichen Einheit zu verstehen, sondern einfach als Zentrum der katholischen Einheit. Die verschiedenen Kirchen reichen sich dann, nachdem sie einige rechtliche Vorbedingungen geklärt haben, nach ihrem Verständnis der Einheit die Hand zur Gemeinschaft, wie es der Apostel Paulus in seinem Brief an die Galater sagt. Sie tun damit das, was die Kirche von Jerusalem gegenüber dem Apostel Paulus getan hat - und wir wissen, wie sehr sich Paulus von den Aposteln von Jerusalem unterschied, und wie sehr sich die Kirchen (Kardinal Ratzinger hat es bereits erwähnt), die aus der missionarischen Arbeit von Paulus entstanden, von jenen unterschieden, die auf die anderen Apostel zurückgingen. Hier aber findet sich dann diese Hand zur Gemeinschaft, die gereicht und erwidert wird. Dasselbe könnten die Kirchen tun: das heißt, sich gegenseitig als Kirchen Jesu Christi anerkennen, die unter sich wirklich geeint und wirklich verschieden sind. Sie könnten regelmässig ein wirklich universales Konzil abhalten, auf dem man die Richtlinien des Zeugnisses und der gemeinsamen Aktionen festlegt. Man würde sich gegenseitig in dem einen Glauben bestärken; man würde den einen Vater, den einen Sohn und den einen Heiligen Geist verehren, dessen Tempel und Bleibe wir sind. Das wäre die Einheit der Kirchen als konziliare Gemeinschaft. Es ist das Projekt und im großen und ganzen das Modell, das man heute im Hinblick auf ein ökumenisches Konzil der Kirchen vorschlägt und fördert. Die Frage der Ökumene. Ich möchte nur sagen, daß die heutige Krise der Ökumene im Grunde auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß sich die Kirchen gegenseitig zuwenig über die Motive der Ökumene ausgetauscht haben. Sie haben sich in dem Sinne gewandelt, daß sie sich geöffnet haben, aber nicht in dem Sinne, daß sie sich bewegt haben. Hier liegt der Grund für die Krise in der Ökumene. Denn die Ökumene erfordert tiefe Veränderungen, freilich mit der Geduld, von der Kardinal Ratzinger vorher sprach. Entweder die Kirche wandelt sich an einem bestimmten Punkt, oder die Ökumene gerät in die Krise. Und das ist, wie ich glaube, in etwa die Lage, in der wir uns heute befinden. Es ist einsichtig, dass diese Feststellung für alle Kirchen gilt.

Drei Schritte sind nötig, um die Krise in eine Wende umzuwandeln: Die Kirchen

müssen aus ihrem Narzißmus, ihrem Sektierertum und ihrem Legalismus herausfinden. Aus dem Narzißmus herauszukommen, bedeutet, in den Ökumenischen Horizont einzutreten; es bedeutet, die eigene Zentralität zu überwinden, um «*se ressourcer*», an der Quelle wieder Kraft zu schöpfen, wie Congar sagt, in den zwei Mittelpunkten, von denen das Neue Testament, die Bibel und die Offenbarung sprechen: die Zentralität Gottes, des Reichs Gottes, und die Zentralität des Nächsten, vor allem des anderen Christen als des ersten Nächsten. Das ist es, was ich unter der Überwindung des Narzißmus verstehe. Wenn man ihn nicht überwindet, wenn man nicht über die Feststellung der eigenen Zentralität hinauskommt, dann wird man nicht aus der Krise zur Wende gelangen. Zweitens: Die Überwindung des Sektierertums. Was soll das heißen? Wie überwindet man das Sektierertum? Denn es gibt viel Sektierertum in den Kirchen, sowohl in der protestantischen wie auch in der orthodoxen und (lassen Sie mich das sagen) auch in der katholischen Kirche. Auf den ersten Blick scheint das nicht zuzutreffen. Wir reden von den Sekten so, als würde es sich dabei stets um die anderen handeln. Aber im Bewußtsein vieler Christen gibt es ein verborgenes Sektierertum, das man manchmal sogar zu einer Theologie macht. Wie kann man nun das Sektierertum überwinden? Nur auf eine einzige Weise: indem man den Wert der Andersartigkeit versteht, mehr noch, indem man sie zu lieben lernt, eben jene Andersartigkeit, die wir bestenfalls mit Neugierde und vielleicht mit einer verborgenen Unduldsamkeit betrachtet haben. Zur gegenseitigen Anerkennung der Kirchen kann man nur kommen, wenn man die Andersartigkeit liebt. Drittens muß man aus dem Legalismus herauskommen. Man kann sagen, daß die Ökumene, kaum daß sie geboren ist, in Tausenden von Gesetzen erstickt wird, die sie orientieren, beschützen, wahren und verteidigen, aber auch kontrollieren, an den Rand drängen und gefügig machen wollen. Manchmal erläßt man zur Ökumene schon Gesetze, bevor sie überhaupt entstanden ist: die Ökumene hat noch nicht das Licht der Welt erblickt, und schon gibt es ein Gesetz zur Ökumene. Es scheint geradezu, als habe man Angst, daß sie wächst. Deshalb bin ich der Überzeugung und möchte das auch an diesem Ort sagen: ich glaube, die Kirche muß schon bald eine neue Freiheit ausrufen: die Freiheit der Ökumene. Lassen wir sie leben!

Lassen wir ihr freien Lauf! Lassen wir sie wachsen! Und dann machen wir Gesetze... Man braucht Gesetze, sie sind stets notwendig, gewiß, aber später - nicht vorher. Man weiß noch nicht, was herauskommen mag, aber man hat es schon eingefasst und eingeordnet. Laßt uns also die ökumenische Freiheit als wesentlichen Teil der berühmten Freiheit des Christen verkündigen. Für den, der die Ökumene liebt, ist sie die Seele der Bewegung.

- **Moderator:** Nun wollen wir die Gesprächspartner fragen, welche Probleme der Gesellschaft und der Welt die Kirchen zu einem wirksamen Zeugnis herausfordern?

- **Ricca:** Dies ist eine ausgesprochen schwierige Frage, die viel Mühe erfordert. Wo aber liegt die Schwierigkeit, zu antworten? Einerseits sind wir uns der Vielfaltigkeit und Verschiedenheit der Herausforderungen, die heute den Kirchen entgegentreten durchaus bewußt. Andererseits sind wir uns als mündige



Christen immer stärker bewußt, daß das Christentum das Wesentliche bedarf, das heißt, dass es sich auf das Wesentliche konzentrieren, und auch aus ökumenischen Gründen - zu jenem vorangigen muß, was man das wesentlich Christliche nennt. Ich möchte hier die Themen der Herausforderungen nur auflisten: es gibt die Herausforderungen der Religionen, auf die wir weder theologisch noch psychologisch vorbereitet sind, nicht zuletzt, weil wir aus

einer Geschichte kommen, die uns bei dieser Aufgabe wenig hilfreich ist. Es gibt die große Herausforderung der Begegnung mit Israel: ein weiteres umfangreiches Thema, das, wie Sie wissen, die Identität des Christentums selbst berührt. Es gibt die Herausforderung der Laikalität, allerdings weniger im Sinne der üblichen Klage der Kirche über das säkularisierte Europa, über die säkularisierte Welt, über die Menschheit, die nicht mehr glaubt und so weiter, sondern im Sinne einer Suche nach einer neuen Grammatik und Sprache des Glaubens; eine Notwendigkeit, die Dietrich Bonhoeffer schon für fünfzig Jahren empfand. Eine Sprache, die, ohne religiös zu sein, doch die Dichte besitzt, zur Wirklichkeit Gottes hinzuführen. Das ist vielleicht die größte Herausforderung, die man auch auf ökumenischem Gebiet entschiedener gemeinsam angehen müßte. Schließlich gibt es die Herausforderungen der Ethik. Dieses Gebiet wurde von der Ökumene bisher kaum betreten, vielleicht weil man der Ansicht ist, daß sich die Konfessionen hier am tiefsten unterscheiden. Aber vielleicht könnte sich gerade dieses Gebiet bei genauer und aufmerksamer Analyse als das furchtbarste Feld für eine ökumenische Bewegung erweisen. Schließlich kennen wir alle die Herausforderungen, die gegen den Leib der Kirche, gegen den Leib Christi gerichtet sind, von der Qual bis hin zum Martyrium des Leibes der Menschheit, wie wir ohne Rhetorik sagen können. Aber abgesehen von diesen äußeren Herausforderungen gibt es auch innere. Angefangen von unseren Trennungen, die immer noch ungelöst sind. Unsere Inkohärenz, unsere Machtlosigkeit und so weiter. Aber hier liegt auch die grösste Herausforderung, die Herausforderung durch Gott selbst, durch all seine wunderbaren Verheissungen, durch die Nähe seiner Reichs - das Reich Gottes ist mitten unter euch, in euch - durch seinen Geist, der weht, erschafft und das Antlitz der Erde erneuert.

Aus dieser Aufzählung können sie ersehen, was es heute heißt, von Herausforderungen zu sprechen, denen sich die Gemeinschaft der Christen stellen muß. Auf der anderen Seite sehen wir über auch die Notwendigkeit, uns auf das Wesentliche zu konzentrieren, ein Leitwort zu haben. Und wenn Sie mich heute fragen würden (so habe ich diese Frage verstanden), was dieses Leitwort sein sollte, so würde ich auch heute noch, nach fünfzig Jahren, mit dem Leitwort von Bonhoeffer antworten, und das heißt: das wesentlich Christliche besteht heute darin,

zu beten und Gerechtigkeit zu üben. Das könnte in der Tat auch ein wunderbares ökumenisches Programm sein: Von Gott das Brot erbitten und Gerechtigkeit üben, also dem anderen das Brot zu reichen. Ich hätte dasselbe auch mit anderen Worten sagen können, aber diese kamen mir bei der Vorbereitung immer wieder in den Sinn. Es sind alte, klassische, biblische Worte. Denn wenn man heute das Wesentliche aussagen müßte, so würde ich es mit den drei Worten tun, die Paulus in seinem Brief an die Korinther verwandte: Glaube, Hoffnung, Liebe. Ich möchte dem allerdings hinzufügen, daß wir bisher, in den zwanzig Jahrhunderten unserer Geschichte, vielleicht vor allem eine Kirche des Glaubens waren, oder dessen, was wir dafür gehalten haben -und wir können das sagen und uns dabei in die Augen schauen und an viele Ereignisse der Vergangenheit denken. In geringerem Maße waren wir eine Kirche der Hoffnung, aber im Guten wie im Schlechten haben wir sie zumindest nicht ganz vergessen. Vielleicht sind wir aber noch nicht in ausreichendem Maße eine Kirche der Liebe gewesen. Der Hilfe? Ja! Der Wohltätigkeit? Ja! Der Unterstützung? Ja! **Aber** die Kirche der Liebe? Das könnte vielleicht noch zu einem Wesenszug der Ökumene werden. Mit ihr könnte sich die heutige Christenheit auf der Schwelle zum dritten Jahrtausend sehr wohl den Menschen präsentieren und unter ihnen wirken.



• **Ratzinger:** In der kurzen Zeit, die mir für eine Antwort auf diese Frage zur Verfügung stand, kam mir folgendes Wort in den Sinn (und hier stimmen meine Überlegungen mit denen von Professor Ricca überein): *'Verwesentlichung'*

Wir müssen wirklich zum Zentrum, zum Wesentlichen zurückkehren. Mit anderen Worten: das zentrale Problem unserer Zeit ist die Abwesenheit Gottes, womit es die vorrangige Aufgabe der Christen ist, den lebendigen Gott zu bezeugen. Mir scheint, daß wir vor allen Moralismen und all den Pflichten, die wir haben, mit Kraft und Klarheit das Zentrum unseres Glaubens bezeugen müssen. Wir müssen die Wirklichkeit des lebendigen Gottes in unserem Glauben, unserer Hoffnung und unserer Liebe gegenwärtig werden lassen. Wenn es heute ein Problem der Moralität gibt, eine Schwierigkeit, die

Moral in der Gesellschaft wieder aufzurichten, so scheint mir das allein aus der Abwesenheit Gottes in unserem Denken und Leben zu kommen. Und um noch konkreter zu werden, so ergibt sich dies aus dem Fehlen des Glaubens an das ewige Leben, das ein Leben mit Gott ist. Ich bin davon überzeugt, daß der Deismus - also die Vorstellung, dass es Gott geben kann, er aber letztlich nichts mit meinem Leben zu tun hat - nicht nur in der sogenannten säkularisierten Welt vorhanden ist, sondern in einem gefährlichen Maße im Inneren unserer Kirche und unseres christlichen Lebens bestimmend geworden ist. Wir haben es nicht mehr gewagt, von Gericht und vom ewigen Leben zu sprechen. Gott ist ein ferner, abstrakter Gott geworden. Wir haben nicht mehr den Mut zu glauben, daß dieses Geschöpf, der Mensch, in den Augen Gottes so wichtig ist, daß Er sich um uns und mit uns sorgt und besorgt. Wir glauben, daß alle Dinge, die wir tun, letztlich nur uns angehen, und für Gott, wenn es Ihn gibt, keine große Bedeutung haben können. So haben wir uns entschlossen, die Welt von uns aus neu zu errichten. Und dabei rechnen wir in Wirklichkeit nicht mit der Wirklichkeit Gottes, des Gerichts und des ewigen Lebens. Sehen wir aber in unserem Leben heute und morgen vom ewigen Leben ab, dann verändert sich alles. Weshalb verliert das menschliche Leben seine große Erhabenheit und seine tiefe Würde? Weshalb wird schließlich alles manipulierbar? Wenn dieses Geschöpf, das nach dem Ebenbild Gottes gestaltet ist, seine Würde verliert, dann folgt aus diesem Verfall unweigerlich der Zerfall der Moral und ein fieberhaftes Suchen nach sich selbst in der kurz bemessenen Lebenszeit. Wir müssen dann selbst herausfinden, wie wir unser Leben und das Leben dieser Welt am besten aufbauen können. Deshalb ist es unsere grundlegende Aufgabe, gerade wenn wir unseren Beitrag zum menschlichen Leben und zur Humanisierung des Lebens in dieser Welt leisten wollen, diese Wirklichkeit des lebendigen Gottes zu vergegenwärtigen und sozusagen fast berührbar werden zu lassen, die Gegenwart eines Gottes, der uns kennt und uns liebt, unter dessen Blicken wir leben und der unsere Verantwortung anerkennt und von ihr die Antwort unserer Liebe erwartet, die sich im alltäglichen Leben verwirklicht. Die größte Gefahr für die Kirchen und Christen besteht meines Erachtens darin, sich in einen gewissen Moralismus zu

flüchten, um in der säkularisierten Welt annehmbarer, verständlicher zu erscheinen, wobei man das Wesentliche beiseite läßt. Dieser Moralismus hat oft wirklich gute und wertvolle Absichten. Wenn er aber zu einem reinen Moralismus erstarrt und nicht mehr vom Glauben an den lebendigen Gott beseelt ist, dann hat er letztlich nicht die Kraft, das menschliche Leben wirklich zu ändern. Deshalb scheint mir der Vorrang des Zeugnisses für den lebendigen Gott der dringlichste Imperativ für alle Christen zu sein. Und es scheint mir auch der Imperativ zu sein, der uns vereint, denn alle Christen sind vereint im Glauben an diesen Gott, der sich geoffenbart hat und in Jesus Christus Fleisch angenommen. Der Welt von heute, der christlichen und nicht-christlichen, dieses wesentliche Zeugnis zu geben, vereint uns, und zwar gerade dann, wenn wir nicht unmittelbar kirchliche oder ökumenische Angelegenheiten im Blick haben, sondern, ohne auf uns selbst zu schauen, das wesentliche Zeugnis für Gott ablegen. Ich glaube, alles andere folgt dann. Wenn wir unter den Blicken Gottes leben und wenn Gott das Wichtigste in unserem Leben, in unserem Denken und in unserem Zeugnis ist, wird das **Übrige** folgen. Dann folgt der Einsatz für den Frieden; es folgt notwendigerweise der Einsatz für das Geschöpf, der Schutz und der Einsatz für die Schwachen und der Einsatz für Liebe und Gerechtigkeit. Ich stimme also mit all den Herausforderungen, von denen Kollege Ricca gesprochen hat, überein. Ich möchte aber hervorheben, daß alle in dieser ersten Herausforderung vereint sind und hier ihre Mitte finden, nämlich wirklich zu glauben und den lebendigen Gott zu bezeugen. □

Dieser Text ist eine Übersetzung des ursprünglichen italienischen Textes

Van deze tekst staan zowel de Duitse als ook een Nederlandse vertaling op <http://home.hetnet.nl/~stucum>, onder nummer 0141

Dieser Text ist document 0141 auf <http://home.hetnet.nl/~stucum>